

VERENA BOGNER



**I AM
CRINGE,
BUT
I AM FREE**
ROMAN

park x ullstein

Verena Bogner
I am cringe, but I am free

VERENA BOGNER

**I AM
CRINGE,
BUT
I AM FREE**

Roman

park × ullstein

PROLOG

Es war Valentinstag 2013 und ich bekam gerade kalte Füße. Nein, nicht im übertragenen Sinne. Meine Socken waren nass, meine Zehen fühlten sich wie Eiszapfen an, aber ich ließ mir nichts anmerken und lächelte meinem Freund Fabian gequält entgegen, der diese Nuance in meinem Ausdruck nicht zum ersten Mal übersah. Ich setzte einen gefrorenen Fuß vor den anderen, blickte nach oben und verlor jegliche Hoffnung, dass dieser Valentinstag noch annähernd angenehm für mich werden könnte. Die viel zitierten Schmetterlinge im Bauch waren schockgefrostet, in mir nur noch eiskaltes Entsetzen. Denn vor mir ragte eine ziemlich steile Skipiste in die Höhe und entgegen der gängigen Ansicht, dass man sich auf Skipisten tendenziell eher abwärts bewegt, musste ich diese nun erklimmen – und zwar zu Fuß. Und weil ich ganz grundsätzlich alle Aktivitäten ablehnte, die Funktionskleidung auf Jack-Wolfskin-Basis voraussetzen, und alles andere als ein wanderfreudiges Nature Girl war, konnte das hier nur in die Hose gehen. Das war mir klar, aber mein Boyfriend Fabian hatte keinen Schimmer davon. Er ging 20 Meter vor mir, und jedes Mal, wenn er sich umdrehte, sah er mich mit diesem

gewissen Funkeln in den Augen an, das nur Outdoor-Menschen durchschimmern lassen, wenn sie vor einer neuen Herausforderung in Form eines Berges, einer Kletterwand oder eines besonders gefährlichen Wanderweges stehen. Und das hier war irgendwie alles gleichzeitig. One girl's Horrorvorstellung is another man's treasure, oder so.

Fabian und ich kannten uns seit etwa einem Jahr. Eine Bekannte hatte ihn eines Abends mit zum Vortrinken geschleppt, er war der Studienkollege ihrer neuen Romanze. Es war direkt um mich geschehen, als ich Fabian das erste Mal sah, denn ich hatte eine Schwäche für diese Art von großen, schlaksigen und kränklich wirkenden Hipster-Boys mit runder Harry-Potter-Brille und rötlichen Haaren, die den Anschein machten, als bräuchten sie dringend eine Eisen-Infusion und eine warme Mahlzeit. Fabian sah zwar blutarm aus, aber in meinen Augen auch bildhübsch. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nichts über ihn, außer, dass er einen Parka von Topshop trug – im Jahr 2012 machte ihn das in meinen Augen direkt zum Mann von Welt, von dem ich bestimmt viel lernen konnte. Fabian kam, wie ich später herausfand, aus einer bürgerlich-braven und wohlsituierten Familie, studierte Wirtschaft und war ziemlich klug, kam aber locker und offen daher. Man konnte sich sofort mit ihm unterhalten und das tat ich auch. Er redete über seine Lieblingsmusik (Männer, die Gitarre spielen), sein nächstes Reiseziel (Indonesien), und erzählte mir von den besten Clubs der Stadt, die so cool waren, dass sie noch niemand so richtig kannte. Und ich? Ich hörte zu, nickte interessiert.

Ich selbst erzählte kaum etwas, aber das war auch egal, denn bei all seinen hochinteressanten Geschichten blieb ohnehin keine Zeit dafür. Das schien ihn nicht weiter zu stören – und mich ehrlich gesagt auch nicht. Hätte er mich nach meinem Lieblingssong gefragt, hätte ich mir etwas einfallen lassen müssen, denn die Wahrheit zu sagen und in einen leidenschaftlichen TED Talk über »Call Me Maybe« auszubrechen, war in dieser Gesellschaft ganz offensichtlich keine Option.

Fabians Selbstbewusstsein zog mich an. Er machte den Anschein, als würde er sich im Gegensatz zu mir nicht allzu viele Gedanken darüber machen, ob der Song, den er gerade liebte, cringe war oder er seinen Lieblingsfilm lieber geheim halten sollte. Er hatte von der Welt nie das Gefühl vermittelt bekommen, dass er sich an irgendetwas oder irgendjemanden anpassen musste, um zu gefallen. Hätte ich das damals schon kapiert, wäre ich ziemlich neidisch auf ihn gewesen. Aber bei diesem Vortrinken verknallte ich mich mit jedem seiner Worte mehr in ihn und vor allem in die Version von mir, zu der er mich machen würde. Ich hoffte, dass mich ein vermeintlicher Hipster von Welt ein wenig upgraden, mich kultivierter und insgesamt besser erscheinen lassen würde. Was genau das bedeutete, wusste ich selbst noch nicht. Fest stand: Ich wünschte mir nichts mehr, als dass Fabian mein erster richtiger Boyfriend wurde.

Dass meine beste Freundin Flora mich auf dem Nachhauseweg ein bisschen dafür auslachte, änderte nichts daran. Ich überhörte ihr treffsicheres »Bitte verlieb dich nicht wieder in so einen, mit dem du gar nichts gemeinsam hast. Der checkt eh nicht, wie toll du bist«.

Ich überhörte es, weil ich wie nach jeder Party wieder einmal in Grübeleien darüber versunken war, wie uncool ich im Vergleich zu so ziemlich allen anderen Menschen auf dem Planeten war. Hatte ich etwas Komisches zu Fabian gesagt, das mich für den Rest meines Lebens nachts um drei heimsuchen würde? War mein Outfit zu basic oder meine Frisur zu Pinterest-mäßig? Wo bewegte ich mich nach diesem Abend auf der Peinliche-Tussi-Skala? Ich war überzeugt: Zumindest in dieser Hinsicht stand ich am oberen Ende der Nahrungskette.

Nicht so Fabian. Gemeinsam mit seinem Bruder wohnte er in einer Eigentumswohnung, die seiner Familie gehörte, während ich im Durchgangszimmer einer WG mit schiefem Boden und zugigen Fenstern lebte und Tiefkühlpizzen vom Discounter in einem Mini-Backofen (ebenfalls vom Discounter) erwärmte. Kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten, machte Fabian eine (vermutlich sehr teure) sechsmonatige Weltreise mit seinen besten Freund:innen. Aus irgendwelchen Gründen, die mir absolut schleierhaft waren, hatte er sich wohl ebenfalls in mich verliebt, denn in seinen Postkarten beteuerte er mir, dass wir nach seiner Rückkehr auf jeden Fall und tatsächlich zusammenkommen würden. Ich würde es erst glauben, wenn es so weit war, und doch passierte es genauso. Die Frage, ob wir abgesehen davon, dass wir beide gerne atmeten und Dinge in die Existenz des jeweils anderen hineinprojizierten, überhaupt etwas gemeinsam hatten, stellte ich mir gar nicht erst, denn im Kopf hatte ich unsere Liebesgeschichte schon fertig geschrieben. Mein Dasein als Basic Girl war mit Fabian

Geschichte, von nun an war ich offiziell cool, denn ein außerordentlich cooler, belesener, selbstsicherer Mann adelte mich mit seiner Aufmerksamkeit und sogar mit Liebe.

Nach seiner Rückkehr gingen Fabian und ich viel gemeinsam aus, er brachte seine superschlauen Freund:innen mit, die kleine Mützen trugen, die nicht ganz über die Ohren reichten, gerne über ihre liebsten Belle-and-Sebastian-Platten redeten und Gedichte schrieben. Und ich kam mit Flora im Schlepptau, mit der ich am liebsten Skrillex hörte (ja, es war eine andere Zeit), »Gossip Girl« auf DVD schaute, obwohl wir schon jede Folge auswendig kannten, und Sangria aus der Zweiliterflasche trank. Aber das musste ja niemand wissen.

Dann brach der Januar an, gemeinhin bekannt als der schlimmste Monat des Jahres, den man nur dank einer Sache erträgt: endlich wieder zwei Wochen lang konsequent jeden Abend »Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!« schauen und alle anderen Termine absagen. Ehrensache. Als ich eines Abends wieder mal bei Fabian übernachtete, während er nur selten einen Fuß in meine WG setzte, und ihm verkündete, dass ich die Sendung gerne schauen würde, ertete ich in schneller Reihenfolge einen skeptischen Blick, ein höhnisches Lachen und ein verächtliches, oberlehrerhaftes »Das kommt mir nicht ins Haus«. Für ihn war völlig klar, dass das nicht mein Ernst sein konnte und ich mich nach seinen Plänen zu richten hatte. Ich protestierte nicht lange, weil ich spürte, dass es zwecklos war. Dieser kleine Moment, in dem ich mich sicher genug gefühlt hatte, um meine

uncoole Persönlichkeit durchscheinen zu lassen, war ein Ausrutscher, der mir so schnell nicht wieder passieren würde. Ich wurde still, ließ mich von dem kulturell bestimmt sehr wertvollen Film berieseln, den Fabian ausgesucht hatte, und dachte voller Sehnsucht an Flora, die gerade vor unserem Fernseher saß und das Spektakel ganz sicher in vollen Zügen genoss. Und als wäre all das nicht schon schlimm genug gewesen, machte Fabian zum Einschlafen auch noch klassische Musik an.

Nachts wurde ich schweißgebadet wach, Albträume von Johann Sebastian Bach, der im Dschungelcamp Känguruhoden essen musste, rissen mich aus dem Schlaf. »Heute verlassen muss das Camp ... JSB!«, hörte ich Sonja Zietlow bei der Entscheidung verkünden. Ich drehte mich um und presste meine Augen so lange zusammen, bis ich einschlief.

Nach dem Dschungelcamp-Januar folgte der Valentinstags-Februar. Fabian lud mich am Valentinswochenende zum Zweitwohnsitz seiner Familie ein, ein Haus in der Nähe eines Skigebietes. Seine Eltern waren nett, herzlich und absolut spießig. Hier wurde im einen Zimmer Klavier geübt, während wir im anderen Gesellschaftsspiele spielten, bei denen der Vater von seinen neuen Golfschlägern erzählte. Es war einer dieser Haushalte, in dem niemand Jogginghose und schlabbrige Pullis trug und man so tun musste, als würde man sich in Jeans extrem wohlfühlen. Ich sehnte mich nach meinen löchrigen Leggings, die an den Knien schon so ausgeleiert waren, dass die Dellen von alleine stehen blieben, und war mir sicher, hier würde ich von der nächstbesten Klippe

gestoßen (und davon gab es in dieser Gegend so einige), wenn diese Menschen wüssten, dass ich keine Ahnung hatte, wovon sie da eigentlich redeten.

Dann kam er, der große Valentinstag, den ich so liebte. Und ja, ich wusste, dass er einer dieser Feiertage im Jahr war, die nur um des Kommerzes willen existierten, aber erstens, wer will keine Geschenke, und zweitens fand ich es einfach schön, anderen Menschen zu sagen, dass ich sie mochte, und von ihnen im Idealfall dasselbe zu hören. Ich blickte diesem Valentinstag also mit Freude entgegen, immerhin war er der erste, den ich nicht als Single und trinkend mit Freund:innen verbrachte. Hätte ich gewusst, was mich erwartete, hätte ich mich lieber für die letztere Variante entschieden.

Fabian eröffnete mir, dass er einen Tisch für uns reserviert habe, in einem Lokal, das einen besonders tollen Ausblick und noch tolleres Ambiente biete. Menschen, die »Ambiente« sagen, waren mir schon immer suspekt: Wem wollt ihr etwas beweisen? Aber ich freute mich, dass er sich Gedanken und Mühe gemacht hatte. Dabei sein ist alles, und ich war dabei, an diesem Valentinstag endlich den heteronormativen Beziehungstraum zu leben.

Fabians Bruder hatte angeboten, uns mit dem Auto zu besagtem Lokal zu bringen, damit wir später nicht selbst fahren mussten, also zog ich meine kleine Pseudo-Winterjacke von Zara und meine halbhohen Stiefelchen aus Lederimitat an, bei denen der Look definitiv mehr überzeugte als ihre wasserabweisenden Eigenschaften. Immerhin lebte ich in der Stadt und es kam nur selten

vor, dass ich durch meterhohen Schnee stapfen musste, ein guter Look hingegen war jeden Tag gefragt. Fabians Bruder bugsierte das Auto beinahe eine Stunde lang über verschneite Serpentinstraßen einen Berg hoch und meine anfängliche Euphorie ließ immer mehr nach. Dann hielt er plötzlich auf einem Parkplatz, von dem aus weit und breit kein Lokal, Restaurant oder hüttenähnliches Etablissement zu sehen war. »Jetzt geht's zu Fuß weiter«, verkündete Fabian motiviert und erklärte, dass Autos bei Schnee nicht weiter hochfahren dürften. Und während er schon längst in den Bergführer-Modus gewechselt hatte, wurde mir erst jetzt klar, was er vorhin meinte, als er irgendwas von »Ambiente« geschwärmt hatte: Dieser reservierte Tisch befand sich in einer Hütte auf einem Berg, den ich nun allem Anschein nach eigenfüßig erklimmen musste, nein, nicht über einen Weg, sondern über die Skipiste, über die nur noch ein paar vereinzelte Skihasen wedelten, immerhin war die Abenddämmerung schon angebrochen.

Mir war eiskalt, nach meinen Socken sogen sich nun auch schon meine Hosenbeine mit dem eiskalten Schneewasser voll, meine geglätteten Naturwellen hatten sich in ihre natürliche Form zurückgezwirbelt, denn ich schwitzte wie ein Schwein und schnaubte wie damals im Sportunterricht, wenn ich beim Joggen wie immer als Schlusslicht hinter den anderen hergehechelt war. Im Gegensatz zu Fabian war ich nämlich nicht nur eine Bergfeindin, sondern auch eine Sportfeindin. Ich bewegte mich nur, wenn ich mit Flora tanzte.

Ich kroch auf allen vieren absolut würdelos über vereiste Stellen auf der Piste und fluchte leise vor mich

hin, um sicherzugehen, dass Fabian nicht mitbekam, wie furchtbar ich das alles fand. Keine Ahnung, wie lange es dauerte, bis wir oben ankamen, aber es fühlte sich an wie mehrere Stunden. Irgendwann stand ich da, an der Spitze von Cringe Mountain.

Hätte ich bloß auf Flora gehört, an diesem einen Abend nach dem Vortrinken. Denn das hier war mehr als ein witziger Date-Fail, den man seinen Freund:innen zur allgemeinen Belustigung erzählt. Dieses Date stand stellvertretend für etwas viel Größeres. Was sich Fabian ausgedacht hatte, ging so was von dermaßen an meiner Persönlichkeit vorbei. Hatte ich mich all die Monate für Fabian so sehr verstellt, dass er dachte, mir würde das hier tatsächlich gefallen? Es sah ganz danach aus. Wie peinlich.

Jetzt musste ich es irgendwie wieder runterschaffen von diesem gottverdammten hohen Berg aus Selbstverleugung und Unsicherheiten.

TEIL I

»Er ist da!«, hörte ich meine Mutter aus dem Erdgeschoss unseres Hauses nach oben schreien. Oben, dort war ich am liebsten – in meinem Zimmer, das zutapeziert war mit BRAVO-Postern von Lucy, Nadja, Sandy, Vany und Jess, den Mitgliedern der besten Band der Welt, den No Angels. Hier übte ich ihre Choreos, lernte die Texte ihrer Songs auswendig, stellte mehr schlecht als recht Looks zusammen, die die No Angels in meiner Fantasie auf jeden Fall genauso tragen würden. Doch heute war kein Tag für einen dieser Popstar-Looks, heute war das unauffälligste Outfit angesagt, das mein Kleiderschrank nur irgendwie hergab. Denn wie Mama mich gerade mit einem noch schrilleren »Er ist DA-A!« erinnerte, holte mich mein Vater gerade ab, damit ich das Wochenende bei ihm verbringen konnte. Und dort galten andere Regeln als in diesem Haus, wo meine Mama und ich regierten. Na ja, eigentlich meine Mama. Hier lief immer Musik, hier musste ich keine Hauschuhe tragen, hier sagte mir niemand, dass jedes anständige Outfit auch ein Unterhemd brauchte, hier sagte mir meine Mama, dass jedes anständige Outfit einen passenden Glitzergürtel brauchte. Wir lebten in einem

dieser Häuser, denen man ansah, dass hier Menschen wohnten und in denen die Möbel nicht seelenlos wie in einem Katalog hindrapiert waren, um Persönlichkeit zu simulieren. Meine Mama liebte Blumen und Pflanzen, überall rankten sich Efeututen, und in der Ecke hing einer dieser Porzellanclowns, die auf einer Schaukel saßen und alles mit wohlwollendem und auch ein bisschen gruseligem Blick beobachteten.

Einereinhalb Autostunden und mindestens drei Welten entfernt war alles anders. In der Wohnung meines Vaters durfte ich auf der Couch nichts essen, musste ausgeleierte Gästehausschuhe tragen, damit ich mir »keine Blasenentzündung« holte, wie mir mein Vater, der ziemlich sicher keine Ahnung von Blasenentzündungen hatte, immer wieder zu erklären versuchte. Immer, wenn ich dort war, fühlte ich mich wie ein Fremdkörper und versteckte meine echte Persönlichkeit für 48 Stunden, um möglichst »unbeschadet« durch die gemeinsame Zeit zu kommen. Meinen Vater interessierte es nicht, welches Extra in der neuesten BRAVO lag oder welches seltene Diddl-Blatt ich letzten Montag abgestaubt hatte. Ich merkte gar nicht, dass ich mich bei ihm ganz anders verhielt als zu Hause. Es passierte, weil ich wusste, dass ich diesen Ort ansonsten verletzt oder zumindest gekränkt wieder verlassen würde, voller Selbstzweifel, die ich damals noch gar nicht so richtig verstand, aber lange nicht mehr loswerden würde. So entging ich Kommentaren zu meiner Kleidung, die viel bunter war als die meines Vaters, Bemerkungen zu meinen Interessen, die ihm suspekt waren, und Witzen über meine Essgewohnheiten. Doch um ganz ehrlich zu sein, der Zug

für dieses sagenumwobene »Unbeschadet« war eigentlich längst schon abgefahren.

Ich stieg zu meinem Vater ins Auto, wo er die ganze Zeit über bei laufendem Motor gewartet hatte, ließ mich halbherzig von ihm umarmen und zu den üblichen Small-Talk-Themen und meinen Noten befragen. Als wir bei ihm ankamen, gab es Mittagessen: Er machte Bio-Saibling im Ganzen, als Beilage Petersilienkartoffeln. Ich hatte Riesen hunger und ein Riesenproblem, denn ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie man so einen kompletten Fisch auseinandernahm, welche Teile ich mitessen musste und ob ich diese glubschigen Augen übrig lassen durfte. Ich beobachtete unauffällig, was mein Vater machte, arbeitete mich durch dieses fast lebendig aussehende Tier und schluckte Gräten runter, einfach nur, um sie nicht unter Beobachtung wieder aus meinem Mund ziehen zu müssen. »Du bist aber ganz schön heikel, bei all dem Fleisch, das du da dran lässt«, sagte mein Vater mit seinem gackernden Lachen, das immer dann besonders laut wurde, wenn er Witze auf Kosten anderer machte. Er ahnte ja nicht, dass es bei uns zu Hause Fisch maximal in rechteckiger Form gab, der viel besser schmeckte als dieses Gericht, das aussah wie ein Ausstellungsstück aus dem naturhistorischen Museum. Die eine Beilagenkartoffel, die er mir sehr großzügig auf den Teller gelegt hatte, hob ich mir für den Schluss auf, als Belohnung dafür, dass ich es geschafft hatte, diesen Fisch runterzuwürgen.

Ich freute mich, dass ich das Mittagessen mit nur einem Seitenhieb überstanden hatte, und noch mehr auf

das, was bekanntlich nach dem Essen kommt, wie jeder vernünftige Mensch weiß: ein kleiner Nachtsch. Alle, die mich kannten, wussten: Ich war ein Nutella-Ultra. Da mein Vater definitiv nicht zu dieser Gruppe an Menschen zählte, die Dinge über mich wussten, musste ich selbst aktiv werden. Bei meinem letzten Besuch brachte ich ein kleines Nutella-Glas von zu Hause mit und versteckte die Schmuggelware in der Kommode in meinem Gästezimmer, in dem es keine Poster oder Stereoanlage gab.

Jetzt war genau der richtige Moment für diese schokoladige Erinnerung an daheim, ich musste diesen salzigen Fisch mit einer ordentlichen Ladung dieser göttlichen Creme hinunterschlucken und die Erinnerung daran gleich mit. Erwartungsvoll ging ich in mein Zimmer und suchte nach dem Glas, bis plötzlich mein Vater hinter mir stand und mich fragte, was ich da tat, was er offensichtlich genau wusste, denn das Glas war weg. Dann folgte eine Predigt und er ließ den Klassiker der süßigkeitenhassenden Erwachsenen los: »Das Zeug ist purer Zucker.« »Würde dir nicht schaden, wenn du weniger von diesem ungesunden Mist isst«, schoss er hinterher und traf. Ich sagte nichts, denn es war nicht das erste Mal, dass er meine Figur kommentierte, mir Namen wie »Pummelchen« oder »Mops« gab, mich vor anderen in meine kleinen Babyspeckröllchen kniff und mit diesem gackernden Lachen Dinge sagte wie »Das verwächst sich hoffentlich noch«. Ich schämte mich, dass ich ernsthaft geglaubt hatte, ich würde in dieser seelenlosen Wohnung ein bisschen Glück finden, und verzog mich in mein mindestens so seelenloses Zimmer.

Eigentlich hatte ich es längst aufgegeben, meinen Vater von irgendetwas überzeugen zu wollen und für meine sehr kleinen Träume einzustehen. Stattdessen machte ich zu meinem eigenen Wohl alles mit, was er mir aufdrückte, stapfte mit ihm durch den Wald, wenn er wandern gehen wollte, besuchte Verwandte, die ich gar nicht kannte, und hörte mir dort an, dass ich »ganz nach meinem Vater komme« (wie das gehen sollte, wenn wir uns kaum sahen, sei dahingestellt). Alle Nachfragen beantwortete ich so, wie ich dachte, dass ich sie beantworten sollte, um möglichst wenig Gegenwind zu bekommen. So lebte es sich ganz eindeutig leichter.

Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als mich in dieses kleine Bett mit rauer Seersucker-Bettwäsche zu legen, die meine Mama so sehr hasste, dass sie uns nie ins Haus gekommen wäre, und die Stunden zu zählen, bis ich wieder nach Hause durfte, wo die Diddl-Bettwäsche weich und das Nutellaglas immer voll waren. Augen zu, Discman an. Die No Angels sangen »You can find joy and happiness, no matter what storm you come across«, und ich war mir sicher, dass besagter Sturm dieser Besuch bei meinem Vater war und dass spätestens, wenn meine Mutter mich abholen würde, wieder alles gut war.

Ich musste wohl eingedöst sein, denn als plötzlich mein Vater neben mir stand, schreckte ich hoch wie die Leute in den Filmen, wenn sie aus einem Albtraum aufwachen. Es war gleich 20:15 Uhr, die Uhrzeit, zu der man vor dem Fernseher zu sitzen hatte. »Heute kommt ein Film für dich! Geht gleich los«, sagte er, ohne genauer zu erklären, was »ein Film für mich« war. Ich folgte ihm ins snacklose Wohnzimmer und setzte mich skeptisch

auf die Couch. Mich hinzufläzen traute ich mich nicht, denn wenn ich mich zu sehr entspannte, passierte bloß etwas Unangenehmes. Wir schauten einen Film, den ich schon mit Mama im Kino gesehen hatte, was ich lieber für mich behielt, immerhin hatte ich den Film geliebt und absolut nichts dagegen, ihn noch mal zu sehen. Darin reist eine junge Schülerin aus den USA nach Rom, wo sie unverhofft zum Popstar wird, weil eine europäische Berühmtheit und sie sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Der Film hieß »Popstar auf Umwegen«, und ich bemühte mich, nicht bei jedem noch so kleinen Witz zu lachen, denn auch sonst schien niemand im Raum (also mein Vater) besonders begeistert zu sein.

Als der Film zu Ende war, konnte ich einfach nicht länger schweigen und brach in einen Redeschwall darüber aus, wie toll ich ihn fand. »Du wirst schon noch irgendwann lernen, was ein richtig guter Film ist«, unterbrach mich mein Vater. »Ich hätte mir diesen Mädchenscheiß nie freiwillig angeschaut, wenn du nicht hier wärst, das kannst du mir glauben«, schob er hinterher, um das Opfer zu betonen, das er gerade für mich gebracht hatte. »Sooo cool fand ich ihn auch wieder nicht«, ruderte ich halbherzig zurück und beschloss, meine Filmkritiken das nächste Mal für mich zu behalten. Schließlich hatte niemand danach gefragt.

Am nächsten Morgen kam sie endlich angefahren, wie immer ein bisschen früher als vereinbart, in ihrem kleinen gelben Auto mit Schiebedach, das wie ein Sportwagen aussah, aber keiner war. Durch das offene Fenster in der Küche meines Vaters, aus dem ich sehnsüchtig auf

die Einfahrt schaute, hörte ich, dass aus ihren Boxen die Anastacia-CD dröhnte, die ich vor ein paar Tagen erst in ihren CD-Wechsler eingelegt hatte. Es war meiner Mutter schon immer herzlich egal gewesen, was andere von ihr dachten, und auch jetzt, als der Nachbar meines Vaters irritiert über den Zaun blickte, ließ sie sich davon nicht beirren. Bei ihrem Anblick überkam mich ein Gefühl von Liebe und Erleichterung darüber, dass diese Besuche hier nur temporär waren. Nichts wie weg.

Zu Hause musste ich mich erst mal wieder in meinem echten Leben zurechtfinden, im Haus meiner Mutter, das in unserem farblosen Dorf eine bunte Insel der Seligen war. In diesem Kaff lebten gerade einmal 500 Menschen, und die gaben alles, um jedes noch so furchtbare Dorf-Klischee zu erfüllen. Hier, wo es als Großereignis zählte, wenn der Stockschiützenverein zum Turnier rief, sich ein Landwirt einen neuen Stall samt moderner Melkmaschine aufs hektargroße Grundstück stellte oder Frauen schwanger wurden, fühlte ich mich mit meiner Mama immer ein bisschen anders als die anderen. Nicht auf die Art, wie ich mich anders fühlte, wenn ich meinen Vater besuchte, sondern auf die gute Art. Als allein-erziehende Frau, die ohne Mann ihr Leben selbst in die Hand genommen hatte, wurde meine Mutter von unseren Nachbar:innen standardmäßig als Alien eingestuft. Sie hatte nicht jung geheiratet, trug keinen praktischen Kurzhaarschnitt und auch keine Mode vom Otto-Verband, die kaschieren sollte. Mir fielen diese Besonderheiten an meiner Mutter gar nicht auf – aber immer, wenn mich Schulfreundinnen besuchen durften, brachen sie in Schwärmereien über ihren Style aus.

In unserem Dorf wurde jeder kritisch beäugt, hier sehnte man sich nach Klatsch und Tratsch, hier wusste jeder, wenn der Nachbar aus Nummer 17 seinen Rasen mal wieder sonntags gemäht hatte, der freche Störenfried. Als die Leute sich über meine Mutter erzählten, dass sie doch ganz bestimmt auf Frauen stehe, schließlich war nie ein Mann bei uns zu sehen, klingelte sie kurzerhand an der Tür des Gossip Girls, das dieses Gerücht in die Welt gesetzt hatte, und verkündete, egal, ob diese Story stimme oder nicht, es gehe niemanden etwas an, was sie so trieb. Nach dieser Aktion bewunderte ich sie noch mehr für ihren Mut. Sich zu wünschen, einmal wie die eigene Mutter zu werden, war natürlich das Uncoolste, das war mir klar. Ich tat es trotzdem. Denn wenn ich die Wahl hatte, wie sie zu werden oder wie die anderen, die nur dann Freude zu spüren schienen, wenn andere es ihnen erlaubten, fiel mir die Entscheidung ziemlich leicht.

Ich wusste, was nach unserer Ankunft zu Hause anstand: die fast schon zum Ritual gewordene und sehr detailreiche Sezierung meines Besuches bei Papa, bei der ich meiner Mutter alles erzählte, was passiert war. Mehr als ihr »Wie war's?« brauchte es nicht, um mir ein Ranking der spießigsten Sätze und Gesten zu entlocken, über die wir so gerne gemeinsam lachten. Dass ich diese Erlebnisse in den Momenten, in denen sie passierten, meistens so gar nicht lustig fand und sie mich zweifeln ließen, ob wirklich mein Vater oder doch ich komisch war, erwähnte ich nicht. Damit würde ich nur die Stimmung ruinieren, dachte ich. Sie wusste es trotzdem.

Als ich ihr vom Bio-Fisch erzählte, sagte meine Mama einfach nur: »Ich mach uns jetzt mal Pudding«.